Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 25 (1931)
Heft: 3

Anhang: Der Taubstummenfreund : Nr. 8

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Taubstummenfreund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung“

Fortbildungsblatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der schweizerischen Taubstummenlehrer

herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Gukelberger, Wabern

1. Februar 1931 | Nr. 8 | 2. Jahrgang

Die Pfahlbauer.

(Fortsetzung.)

Hatta erschrack, als sie ihren Sohn bluten sah. „Es ist nicht so gefährlich!“ beruhigte er sie. „Kopf und rechter Fuß waren dem Tiere im Netze verstrickt, das hemmte die Gewalt des Stoßes!“

Die Mutter riß ein Stück Leinen ab und brachte einen Tiegel (Kochgefäß) mit Bärenfett.

„Man muß die Wunde sofort auswaschen und verbinden!“

In einem Ledereimer hatte sie Wasser. Darein warf sie mit einem Holzschäufelchen drei runde, faustgroße, glühende Steine, die sie von der Herdplatte nahm. Das Wasser zischte und wurde heiß. Nachdem die Wunde sauber war, rieb Hatta die Geschwulst darum mit Fett ein und verband mit dem Tuche.

Dann eilten Mutter und Sohn an das Fest.

* * *

Die Leute des Dorfes standen vor dem Gemeindehaus um Hatt versammelt. Mit feierlicher Stimme sprach er:

„Der Gott des Lichts hat uns beschützt auf unserer langen Reise hierher. Er ließ uns diese Gegend finden, wo es Nahrung in Menge gibt. Der See ist nicht tief und schwarz von Fischen. Der Wald wimmelt von Wild und in der Lichtung gedeihen Getreide und Gespinste. Eine Tagesreise weit wohnt kein Mensch, der uns stören könnte. Wir wollen dem Lichte danken!“

Da streckten sich die Arme der Leute zur Sonne hin. Zwei Männer holten aus dem Gemeindehaus die Mondböcke hervor. Alle beteten sie an: „Möge der Mond milde Nächte und Fruchtbarkeit auf unsere Felder bringen.“ Ueber den Steg ging hierauf das Volk ans Land. Voran schritten drei Leute mit Tanzrasseln aus Vogelschnäbeln. Sie rasselten den Tanz zum Marschieren.

„Der schönste Mann ist doch unser Bruder Witt!“ sagte Klein-Hatta zu Ra. „Was er für schöne Farben am Leibe hat. Nicht bloß rot und schwarz, wie die andern, auch blau und gelb!“

„Den blauen Ring malte ich ihm mit Heidelbeeren und den gelben mit Eidotter!“ Stolz tönte die Rede des Knaben.

Als die Kinder ans Land traten, war der Waffentanz bald zu Ende. Noch klapperten die Rasseln. Die Krieger tanzten immer rascher im Kreise, bildeten Reihen und Sterne, hielten Beil und Dolch gegeneinander und wichen einander aus, als ob es Ernst gewesen wäre. Auf einmal brachen sie den Tanz ab und mischten sich unter das übrige Volk. Dieses empfing sie mit Händeklatschen und lautem Hallo und reichte ihnen aus irdenen Krügen und Holzschalen Met und Bier dar.

Nach einer Weile hielt Hat seinen Kommandostab in die Höhe. Es war ein großer, weißer Knochen. Darauf war eine Zeichnung weidender Elentiere eingeritzt. Die Ritze waren mit roter Farbe ausgefüllt.

„Zu den Wettspielen!“ befahl der Häuptling. Die Spieler ordneten sich. Hatt warf einen Knotenstock weit in den See hinaus. Dann gab er mit einem Pfeifchen ein Zeichen. Unter fröhlichem Geschrei der Zuschauer liefen die Spieler ins Wasser. Sie wateten, bis es tief genug zum Schwimmen war. In langen Zügen schwammen sie dann dem Stocke zu. Dabei suchte einer den andern unter Wasser zu stoßen, um ihn zu übeholen. Die Rückkehr war noch schwerer. Denn jetzt lauerten die Mitspieler dem Genossen auf, um ihm den Stock zu entreißen. Der Sieger tauchte, warf Sand und Schlamm auf die andern, schlug mit dem Stocke drein und erreichte endlich das Land. Es war Witt. —

Die Leute gingen an das zweite Wettspiel. Am Aste einer Eiche hingen drei Krüge, je

eine Bogenlänge auseinander. Jeder Spieler erhielt drei Pfeile, um die Krüge zu zerschmettern. Wurde einer getroffen, so eilte ein Knabe hin und hängte einen neuen auf.

Schon hatte eine Anzahl ihre Pfeile verschossen, keiner aber traf mehr als eines der Krüglein. Einige Leute murrten.

„Die Ziele sind zu klein!"

„Es ist zu weit, als daß man sicher schösse!"

„Serr traf zwei!" rief eine Stimme.

Neugierig wandten sich die Leute wieder dem Spiele zu. Der nächste, der schoß, traf wieder nur einen Krug. Einer der Unzufriedenen trat zu Hatt: „Siehst du, Häuptling, die besten haben bloß zwei zerschlagen. Die Krüge sind zu weit weg!"

Hatt lächelte und ergriff den Bogen. Er zielte, der Pfeil flog und der erste Krug fiel in Scherben. Alles Volk blickte gespannt auf die Eiche. Der zweite Krug krachte. Jetzt hielten die Männer den Atem an und bogen sich weit vor. Da zerschellte der letzte Topf. Die Leute jubelten. Hatt suchte mit den Augen die Unzufriedenen. Sie hatten sich unter der Menge verborgen.

Hierauf warf man Gere (Spieße). Ein ausgestopfter Bär war das Ziel. Serr traf den Bären mitten in die Brust und siegte.

Das letzte Spiel begann. Die Männer bekämpften sich mit Jagdnetzen. Sie versuchten, sich diese über die Köpfe zu werfen und einander gefangen zu nehmen. Zuletzt blieben noch Serr und Witt.

Serrs Netz flog. Blitzschnell duckte sich Witt und ging auf allen Vieren einwenig vorwärts, sodaß das feindliche Netz hinter ihm niederfiel. Nun flog Witts Netz auf den Gegner. Mit einem Hasenhaken (Seitensprung) wollte er ausweichen. Das Netz fiel ihm über Kopf und Arme, er war besiegt.

Nun ging es ins Gemeindehaus. Wieder tönten die Rasseln. Hinter den Spielleuten schritten die Sieger und dann die übrigen Leute. Auf dem Dorfplatz begann das Festmahl. Man aß und trank und plauderte, bis die Sonne sich senkte.

Als der Mond aufging, zog der Dorfhüter beim Steg die Fallbrücke auf. Dann ging er ins leere Gemeindehaus. Im Dorf war Ruhe.

(Fortsetzung folgt.

Wenn eine Kuh wild wird.

Kann eine Kuh wild werden? Die ist doch so zahm. Ein Kind kann sie ja zum Brunnen zur Tränke führen. Und dabei plampt sie so langsam und schwerfällig, steht und glotzt und geifert. Und wenn man sie streichelt, wenn man ihr den Hals reibt, hält sie gutmütig den Kopf hin. Und viele sagen auch: eine dumme Kuh. Kürzlich traf ich einen Bauern. Der war unvermutet von einer Kuh angegriffen worden. Da vernahm ich, daß auch die Kuh, das zahme Haustier, plötzlich wild werden kann. Meistens werden die Kühe störrisch im Hochsommer, wenn die Bremsen die Tiere stechen. Dann stampfen sie mit den Hufen, verwerfen den Kopf und schlagen mit dem Schwanz um sich. Mir selbst ist auch schon im Sommer eine Kuh mitsamt dem Heuwagen davon, so daß ich kaum bremsen konnte. Auch bin ich schon von einer Kuh getrampt worden auf den Fuß. Das tut gar nicht wohl. Man spürt den Tritt durch die Schuhe hindurch und bekommt blutunterlaufene Zehen. Aber in solchen Fällen will ja das Tier nicht bös sein. Es ist nur aufgeregt und paßt in seiner Aufregung nicht auf. Weit schlimmer aber wird die Geschichte, wenn das Tier auf den Menschen selbst bös ist. Das kommt vor, wenn die Kuh ein Kalb bekommen hat, und wenn man ihr dann das junge Tier wegnimmt. Darum lassen viele Bauern das junge Tierlein zuerst bei der Mutter liegen, damit sie es abschlecken und auf diese Weise liebkosen kann. Aber manchmal sind in diesem Moment die Kühe sehr eifersüchtig. So war es auch in diesem Fall, den ich Euch nun erzählen will.

Die Kuh hatte gekalbt. Nun war aber niemand vom Hause da. Es wurde nun ein fremder Bauer zu Hilfe gerufen. Der trat in den Stall, und da das Kalb schon lange im Schmutz gelegen war, nahm er es unverzüglich weg von der Mutter. Die erblickte das und mit einem Ruck riß sich das Tier vom Barren los. Die schwere dicke Eisenkette zerriß wie eine Schnur. Schon im nächsten Moment hatte sie den Mann auf den Hörnern und im gewaltigen Schwung flog der zur offenen Stalltüre hinaus. Aber noch nicht genug. Das wütende Tier verfolgte seinen vermeintlichen Feind. Wie der Bauer aufstehen wollte, war die Kuh schon da mit gesenkten Hörnern und drückte ihn zu Boden, so daß er sich nicht erheben konnte. Gleichzeitig fing sie an, mit den Vorderhufen zu scharren, damit der unglückliche Mann unter ihren Leib

kommen sollte. Der wehrte sich und wand sich, so flink er konnte. Frauen stürzten herbei, schlugen ein auf das wütende Tier, aber dieses ließ nicht ab von seinem Feind, scharrte und trampte und traf ihn auf den Kopf, auf die Brust und auf Arme und Beine. Schon meinte der arme Mann, er müßte sterben. Da — eine Wendung — und er konnte sich unter einen Wagen verkriechen. Allein die Kuh hatte diese Wendung bemerkt, schnappte mit dem Maul nach dem Unglücklichen und riß ihn wieder unter dem Wagen hervor. Nun wollte das Tier ihn vollständig zertreten. Da konnte es endlich abgelenkt werden, und der Mann konnte sich wieder unter den Wagen verstecken und wurde dann von den Frauen auf der andern Seite hervorgezogen und in Sicherheit gebracht. Er blutete überall. Seine Kleider waren bei diesem Kampf überall zerrissen. Sein Leib war voller Quetschungen, eine Rippe gebrochen. So kam der Mann bei diesem Kampf noch glücklich davon. Er sagte mir dann noch: Ich hätte nie gedacht, daß eine Kuh so blitzgeschwind sich bewegen könnte. Und nie hätte ich gedacht, daß sie so mit voller Absicht und unbeugsamem Willen mich töten wollte.

Man sieht aus dieser Geschichte wieder, daß auch im zahmen Haustier die urwilde Art wieder hervorbrechen kann, wenn das Tier gereizt ist. Wer mit Tieren zu tun hat, muß sie immer genau beobachten, muß ihnen in die Augen schauen und muß alles meiden, was sie reizen kann. Auch bei der Tiererziehung erreicht man mehr, wenn man das Vertrauen der Tiere gewinnt, als wenn man sie schlägt und prügelt. Man muß sogar zu den Tieren sprechen, mit ihnen reden. Sie merken aus dem Ton der Stimme, ob der Meister ruhig ist oder aufgeregt und verstehen mit den Jahren sogar die bestimmten alltäglichen Befehle. Aber man darf auch nie zu vertrauensselig sein; denn auch das Tier hat wie wir seine Launen und kann heimtückisch sein. Wer von Euch hat auch schon ein Erlebnis gehabt mit wildgewordenen Tieren? Wer kann mir auch einen solchen Fall erzählen?

J. Ammann.

Einige Erinnerungen an meine erste Stelle.

Es war im September des Jahres 1891. Im Frühjahr hatte ich mein Examen gemacht und den Sommer über war ich Stellvertreter gewesen. Ich kehrte von einem Kirchengesangfest heim. Auf der Umsteigestation wurde ich von zwei Herren gegrüßt, die mich dort erwartet hatten. Es waren der Oberlehrer und der Unterlehrer der Taubstummenschule Nagold in Württemberg. Sie waren in meiner Heimat gewesen, hatten aber dort erfahren, daß ich erst abends zurückkomme. So erwarteten sie mich dann auf der Umsteigestation. Der Herr Oberlehrer eröffnete mir, daß an der Taubstummenschule Nagold eine Stelle freigeworden sei, und daß er mich gerne an dieser Stelle sehen würde. Dieser Antrag kam mir sehr überraschend. Ich hatte mich nie um die Taubstummen und den Taubstummenunterricht gekümmert. Obwohl die Taubstummenschule im Seminar war und ich die taubstummen Knaben jeden Tag sah, wußte ich gar nichts von diesem Unterricht. Gleichwohl sagte ich zu und trat am 1. Oktober meine Stelle an.

Die Taubstummenschule zählte 30 Knaben, welche vom Herrn Oberlehrer und zwei jüngeren Lehrern unterrichtet wurden. Die Knaben waren in Familien in der Stadt untergebracht, waren also extern. Die Pflegeeltern erhielten ein Kostgeld vom Staat Württemberg. Die Eltern der Knaben bezahlten je nach ihrem Vermögen einen Beitrag an das Kostgeld von 30—100 M. Ganz arme Eltern hatten nichts zu bezahlen. Auch für die Kleider und Schuhe sorgte der Staat. Der Staat Württemberg hatte immer gut für die Ausbildung der taubstummen Kinder gesorgt.

Der Oberlehrer, Herr Griesinger, und der Unterlehrer, Herr Retter, waren überaus tüchtige Taubstummenlehrer. Herr Oberlehrer Griesinger hatte auch Rechnungsbüchlein, Sprachbüchlein und ein Wörterbuch für die Taubstummenschule verfaßt. (Er wurde später Oberinspektor an der Taubstummenanstalt Bönnigheim und hierauf Oberinspektor an der Taubstummenanstalt Gmünd. Gestorben 1927.) Es war sehr lehrreich, seinem Unterricht zuzuhören. Er hatte die Verantwortung für die Schule. Er verlangte von uns jungen Lehrern, daß wir fleißig wiederholten, was wir die Knaben gelehrt hatten. Damals hatte man in den württembergischen Taubstummenanstalten nur 6 Schuljahre und nicht 8 oder 9 wie jetzt. Die Knaben lernten aber gleichwohl sehr viel und sprachen gut. Als einmal eine Taubstummenlehrerversammlung in Nagold stattfand, sagte ein Oberregierungsrat zu dem Herrn Oberlehrer: „Sie sind schon geprüft. Wir haben ihre Schüler auf der Straße angetroffen und beobachtet. Sie haben miteinander gesprochen, haben auch uns gut verstanden und uns gut geantwortet.“ Ja,

wir hatten damals aufgeweckte Bürschlein, die großes Interesse zeigten und auch viel fragten. In dem kleinen Städtchen konnten sie auch vieles beobachten, sowohl im Haus und Geschäft der Pflegeeltern als auch auf der Straße. Wir machten mit ihnen auch viele Unterrichtsspaziergänge, besuchten die Handwerker in ihren Werkstätten und die Landleute bei ihrer Arbeit.

Während in den Volksschulen zu Stadt und Land noch kein Handfertigkeitsunterricht anzutreffen war, war er in unserer Taubstummenschule schon eingeführt. Der Herr Oberlehrer hatte die Wichtigkeit dieses Unterrichts erkannt und ihn in Nagold angefangen. Der Unterlehrer, mein Kollege (später Oberlehrer in Bönnigheim und Gmünd, gestorben 1913) war in allen Arbeiten sehr geschickt. Wir hatten Hobelbänke und sogar eine Drehbank. Die Knaben lernten mit Säge und Hobel umgehen. Sie stellten viele schöne Gegenstände, namentlich auch schöne Schnitzereien her und wurden gut fürs Leben vorbereitet. Nach der Konfirmation kamen die Knaben zu Handwerksmeistern in der Stadt in die Lehre. Sie erhielten in der Anstalt Fortbildungsunterricht im gewerblichen Zeichnen und wurden später tüchtige Menschen und geschätzte Arbeiter. Einer von den damaligen Schülern ist ein tüchtiger Möbelschreiner und hier in Bern verheiratet. Wir haben schon manchmal Erinnerungen aus jener Zeit ausgetauscht.

Eine unvermutete Prüfung.

Eines Tages kam ein Schreiben von unserer Behörde in Stuttgart. Darin wurde angezeigt, daß zwei Herren Regierungsräte am folgenden Tag eine Inspektion der Taubstummenschule vornehmen werden. Das war eine unerwartete Prüfung. Wir kamen aber nicht in Verlegenheit. Die Hefte waren verbessert, die Zeichnungen und Handarbeiten alle in Ordnung. Es war uns zwar doch ein wenig bange, denn es war uns nicht gleichgültig, welchen Eindruck die beiden Herren von unserer Schule bekommen würden. Am andern Morgen kamen die Knaben sonntäglich gekleidet zur Schule, und punkt 8 Uhr erschienen auch die beiden Herren. Wir hatten ein Verzeichnis des behandelten Unterrichtsstoffes gemacht. Die Herren schauten es an und sagten dann z. B.: „Bitte, nehmen Sie die biblische Geschichte von der ehernen Schlange durch, dann den Rhein, dann rechnen Sie". So bekam jeder Lehrer, auch der Oberlehrer, seine Aufgaben. Die Knaben mußten auch Aufsätze schreiben. Die Prüfung dauerte von 8—12 und von 2—4 Uhr. Wir konnten zufrieden sein. Weil wir fleißig wiederholt hatten, darum konnten die Knaben auch antworten. Der Herr Oberlehrer bekam dann später ein Schreiben, worin die beiden Herren Regierungsräte ihren Eindruck von der Prüfung mitteilten.

Ein Ausflug.

An Freuden ließ es der Herr Oberlehrer den Knaben auch nicht fehlen. Von Zeit zu Zeit machten wir mit ihnen einen kleinen Ausflug, nicht per Bahn, sondern auf Schusters Rappen, d. h. zu Fuß. Daß auch kleine Ausflüge Freude bereiten können, davon möchte ich ein Beispiel erzählen. An einem heißen Sommertag sagte der Herr Oberlehrer zu den Knaben: „Heute Nachmittag machen wir einen Ausflug. Ihr könnt mit den Lehrern Beeren sammeln. Einige größere Buben kommen mit mir. Um 4 Uhr treffen wir uns im Wald am Bach." Wir zwei Lehrer gingen mit den Knaben am Nachmittag in den Wald und sammelten Erdbeeren. Um 4 Uhr gingen wir miteinander nach dem vom Herrn Oberlehrer bezeichneten Ort. Da hatte er im Schatten der Bäume von den Knaben aus Steinen und Moos im Viereck eine Bank erstellen lassen. Die gesammelten Beeren überreichten die Knaben der Frau Oberlehrer, dann nahmen sie auf der Moosbank Platz. Und nun, was geschah? Aus einem Versteck holte der Herr Oberlehrer ein Wägelein hervor. Darauf war ein kleines Fäßchen Bier — man erschrecke nicht! — Die Frau Oberlehrer verteilte Brot und Käse und dazu bekam jeder Bub ein Gläslein Bier. Mit Dank wurden die Gaben entgegengenommen und mit Behagen genossen. Nachher gab's noch muntere Spiele. Als der Abend hereinbrach, knüpfte der Herr Oberlehrer ein langes Seil an den Wagen. Die Buben stellten sich ans Seil, und so begaben wir uns fröhlich nach Hause. Diese kleinen Ausflüge haben unseren Knaben immer große Freude gemacht, und sie waren dafür sehr dankbar. Es ging bei diesen Ausflügen sehr familiär zu, d. h. wie bei einer Familie.

Jene Zeiten sind schon längst vergangen. Die Taubstummenschule in Nagold besteht schon lange nicht mehr. Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, so muß ich mir sagen, daß eine kleine Anstalt ihre großen Vorzüge hat. Der einzelne Schüler kann in der kleinen Anstalt besser beobachtet, besser berücksichtigt und oft auch besser erzogen werden, als in der großen.

A. Gukelberger.

Buchdruckerei Bühler & Werder, zum „Althof", Bern.